

Wie soll man über Antisemitismus schreiben?

Elżbieta Janicka, *Gazeta Wyborcza*, 19. Juli 2001

„Wie soll man heute über Antisemitismus schreiben und sprechen, um den Antisemiten zu helfen, aus ihrem Antisemitismus herauszukommen?“, fragt Stefan Chwin. Das Problem existiert, die Frage ist sinnvoll. Doch rufen die vom Verfasser vorgeschlagenen Antworten Verwunderung, wenn nicht gar Protest hervor.

Seinen Text beginnt Chwin – wenn ich seine Absicht richtig verstehe – mit einer Provokation. Er beschreibt nämlich den – wie er meint – „neuen“ Antisemitismus, den er bei Oberschülern und Studenten beobachtet, und der „mit dem ‘paranoiden’ Antisemitismus von Jedwabne wenig gemein hat“. Es sei „ein Antisemitismus nach dem Holocaust, ein Antisemitismus der ruhigen Stimme und gemäßigten Gesten...“, der mit dem ‘zoologischen Antisemiten’ und dem ‘antisemitischen Schläger’ nichts zu tun hat“. Diese Oberschüler und Studenten begegnen Juden niemals „mit Geringschätzung, im Gegenteil: sie halten sie für vorzüglich gebildete, kluge Menschen, die allerdings jeden ‘Goj’ geringachten“. Der Jude repräsentiert für sie „das Volk des Buches, mithin eine Gemeinschaft mit großer intellektueller Tradition; als deren Erbe hält er die Nichtjuden für ‘minderwertig’ und macht einen schlechten Gebrauch von seiner Begabung (...) Deshalb muß man ‘auf die Juden aufpassen’, um sie auf friedliche, jedoch entschlossene Weise von strategischen Positionen fernzuhalten – insbesondere in der Politik, Bildung und in den Massenmedien, wo sie den größten Schaden anrichten können“.

Das ist doch wahrhaftig eine Charakteristik des Antisemitismus in seiner „kanonischen“ Gestalt! Genau diesem Antisemitismus „verdanken“ wir den Holocaust. Es fehlt nichts. Zuerst kommt die Operation der Aussonderung: die Juden, „die“, alle identisch. Dann die Operation der Stigmatisierung – perfide, weil hier der bisherige Untermensch durch den Übermenschen ersetzt wird: „vorzüglich gebildet, klug“. Im wesentlichen geht es auch bei dieser Operation um Ausschließung des Juden aus dem Kreis seiner Mitmenschen, einfach weil er Jude ist, das heißt kraft der vorher akzeptierten Definition. Als nächstes haben wir die übliche Projektion von düsteren Aspekten des eigenen Inneren auf den Juden: ich hasse und will schaden, also auch er, der Jude, haßt mich und will mir schaden. Und schließlich die Strategie der Eliminierung: nicht zulassen! Natürlich soll das Nichtzulassen friedlich bleiben. Hat denn irgendjemand irgendwann irgendetwas über Verbrechen und Vernichtung gesagt? Doch nicht. Wohl gab es „jüdische Wohnviertel“, „Aussiedlungen“, „Sonderzüge“, „Ausflugstarife mit Ermäßigung für Kinder unter vier Jahren“. Es gab „Arbeitslager“ mit „Duschen“. Es gab die „Endlösung der Frage“. Das Wort „Vernichtung“ fiel nicht ein einziges Mal.

Sieht Chwin das nicht? Oder will er das nicht sehen? Oder verstellt er sich und provoziert, als gäbe es in Polen zu wenig Antisemitismus unter den Eliten? Wie dem auch sei, die Frage nach dem „neuen“ Antisemitismus kann man nicht unbeantwortet lassen.

Ein wirksames Mittel, den „neuen“ Antisemiten von seinem „neuen“ Antisemitismus zu befreien, soll, meint der Schriftsteller, die folgende Mahnung sein: „Beschimpfe niemanden als ‘Juden’, denn auch Dich kann jemand als ‘Jude’ beschimpfen“. Stefan Chwin, dessen edle Intention – das will ich glauben – außer jedem Zweifel bleibt, empfiehlt hier eine Methode, die ihr Ziel verfehlt. Die Unterstellung, das Wort „Jude“ sei eine Beschimpfung, wird durch seinen Vorschlag de facto zum Rang einer Selbstverständlichkeit avanciert. Außerdem gerät der Verfasser in einen Widerspruch, indem er sich auf die Kosten-Nutzen-Rechnung beruft, die er kurz vorher als „moralische Katastrophe“ angeprangert hat. Chwin scheint es möglich, den Antisemitismus ohne Juden – „neu“ und nicht sehr bedrohlich, ja sogar etwas lächerlich und nicht ganz vornehm – im Kampf gegen den Antisemitismus tout court einzusetzen. Ein Scherz? Ein Mißverständnis? „Eine lustige und gerade dadurch sehr traurige Geschichte“ – um den Dichter [Stanisław Wyspiański, „Die Hochzeit“] zu zitieren.

Der Antisemitismus ohne Juden ist nichts Neues. In seinem innersten Kern konnte der Antisemitismus Juden, wirkliche Juden, schon immer entbehren. Er beruhte auf der bereits erwähnten Projektion. Und diese war dank einer Reduktion möglich, wobei die Verschiedenheit auf Identität, die Vielfalt auf Einheit reduziert wurde. Man kann doch den (durch Alter, Geschlecht, Charakter) differenzierten und sich im Laufe der Zeit immer stärker (religiös, politisch, beruflich, sozial) differenzierenden Einzelnen nicht unveränderliche und dazu ausschließlich negative

Eigenschaften zuweisen. Es genügt jedoch, sich von der Wirklichkeit abzuwenden, sie aus dem Gesichtsfeld zu eliminieren, und schon betritt man das Feld der durch nichts eingeschränkten Beliebigkeit. Die Juden, Menschen wie andere auch, verwandeln sich dann in eine homogene Masse. Und diese homogene Judenmasse verwandelt sich in DEN Juden: „Sie wissen schon, und ich auch“. Der „Jude“ fungiert so als Zeichen, dessen Designat das im symbolischen wie wörtlichen Sinn ausgehöhlte Leben ist. Für das Konstrukt des „Juden“ ist nichts so ruinös wie die Konfrontation mit der Wirklichkeit.

Konfrontieren wir also! Anstatt den Teufel mit Beelzebub auszutreiben (die einander nicht aufheben, sondern sich summieren), lassen wir die Wirklichkeit zu ihrem Recht kommen. Wenn es um Studenten geht, ist in dieser Hinsicht die Vermittlung von Wissen (zum Beispiel über Strategien der totalitären, nicht nur nazistischen Propaganda) und von analytisch-kritischem Denken sehr hilfreich. Dann werden wir nicht von der Tatsache überwältigt, daß Fernsehbilder „von ausgezeichnet bewaffneten israelischen Soldaten, die die Resolutionen der UNO mißachten und notfalls ohne mit der Wimper zu zucken auf palästinensische Teenager schießen“ mit dem „Bild des Juden von Jedwabne, der in einer von wütendem Pöbel umringten Scheune verbrennt... nichts gemein haben“, wie Chwin mit Besorgnis feststellt.

Als weiterer Überredungsversuch empfiehlt sich das Bewußtmachen der Kettenreaktion: Aussonderung – Stigmatisierung – Eliminierung – Vernichtung. Die letzte Schwelle ist kraft Trägheitsprinzip sehr leicht zu überschreiten, da man hier einer ausgetretenen, an verschiedenen Orten des Planeten immer wieder aufgefrischten Spur folgen kann. Beispiele dafür gibt es genug.

Überreden, Informieren, zum Nachdenken provozieren soll man aus noch einem Grund. Das edle Ziel allein reicht nämlich nicht aus. Die wahre Prüfung der edlen Gesinnung ist die Methode. „Wenn man nämlich die Sache bis zum Ende durchdenkt, ist die Billigkeit der Methode das Ziel aller Ziele“, würde Stefan Themerson dazu sagen. Und er kannte sich gut aus.

Dagegen verstehe ich nicht, warum man sich hüten soll, so die Forderung Chwins, auf den Antisemitismus „negativ zu reagieren“, und warum wir darauf verzichten sollen, zu betonen, daß diese Erscheinung in einem Raum funktioniert, dessen Grenzen einerseits das Gefängnis, andererseits die psychiatrische Klinik absteckt. Während der vier Jahre, in denen ich an der Warschauer Universität Studenten der polnischen Philologie unterrichtete, kam es nur zweimal zu drastischen Auseinandersetzungen wegen meiner „Negativreaktionen“. In allen übrigen Fällen – und es gab deren viele, denn das Thema „Antisemitismus“ entflammt die Geister und die Vorstellungskraft vieler Studenten (übrigens ebenso wie ihrer Lehrer) – ging die Diskussion weiter und blieb nicht unfruchtbar.

Chwin hat Angst vor dem „Ankläger, der allen die Urne mit der Asche der Ermordeten vorhält“. Warum will er uns nahelegen, daß die Urne automatisch an den Ankläger denken läßt? Blicken wir in den Exhumierungsgraben von Jedwabne hinein, dann erkennen wir zwei Dinge. Erstens, daß hier ein Verbrechen stattgefunden hat. Und zweitens, daß in diesem Graben anstatt „des Juden“ Überreste von Säuglingen und Kindern, von Frauen und Männern verschiedenen Alters, von Ehegatten (Trauringe), von Armen und Reichen (Bestecke verschiedener Qualität), von einem Schächter (ein Messer für Ritualschlachtungen) und einem Schneider (eine Schachtel Stecknadeln) gefunden wurden. Wo aber bleibt „der Jude“? Na eben. Wie seltsam. Da stimmt etwas nicht. Etwas klemmt. Wie kommt das?

Ist das nicht der Ort, von dem aus man ein Gespräch anfangen sollte? In dieser Perspektive erweist sich die von Chwin ausgesprochene Furcht vor dem Schock des Augenscheins als unbegründet und unzweckmäßig. Der Autor meint: „Man sollte sich in dieser guten Sache vor einer ungunstigen Rhetorik hüten“. Vor einer ungunstigen Rhetorik soll man sich unter allen Umständen hüten. Ist es aber wirklich ein Beispiel für gute Rhetorik, wenn Chwin schreibt: „Was die Verbrecher von Jedwabne getan haben, war ein großes Unglück für Juden. Doch zugleich war es ein großes Unglück für diejenigen, die dieses Verbrechen begangen haben“? Von der Symmetrie in diesem Satz fühle ich mich erschreckt und beleidigt. Und das gar nicht wegen meiner Einstellung zu Antisemiten, die der Autor im Namen der Caritas schonen will. Meines Erachtens resultiert das vom Schriftsteller konstruierte symmetrische Bezugssystem, ähnlich wie sein Gebrauch des Wortes „Unglück“, einfach daraus, daß er vor der Wirklichkeit der

konkreten Ereignisse die Augen verschlossen hat. Wäre an diesem Ort nicht ein Minimum an Sachlichkeit angebracht? Gegenüber den Mördern, gegenüber den Opfern, gegenüber uns selbst?

Chwin fordert uns auf: Sagen wir nicht „irrationaler Haß“, „Verfolgungswahn“, „Phobie“, „antisemitische Phantasmagorien“. Doch bevor wir entscheiden, welche Rhetorik gut und welche schlecht ist, sollten wir vielleicht festlegen wo Rhetorik beginnt und wo sie aufhört. In seinem Kommentar zu dem kürzlich erschienenen Nachdruck einer Nazi-Broschüre aus dem Jahre 1942 schreibt Lesław Maleszka: „Es liegt an uns, den Antisemitismus dahin zu befördern, wo sein Platz ist: in die Kloake“ (*Gazeta Wyborcza*, 21.6.01). Ist das nun – für Chwin – eine ungute, hysterische und aggressive stilistische Figur? Ich persönlich sah beim Lesen des Textes von Maleszka keine Rhetorik. Ich sah die Kloake. Ganz konkret. Von einem Augenzeugen beschrieben. Die Kloake, jawohl. So hat es Franz Suchomel ausgedrückt. Und darin – das sind ebenfalls seine Worte – „Blut, Würmer und Scheiße“. Warum sollten wir verlogener sein als der SS-Unterscharführer aus Treblinka?

Elżbieta Janicka studierte moderne Literatur an der Universität Paris VII. Sie veröffentlicht u.a. in der „Res Publica Nowa“.

Aus dem Polnischen von Anka Wolkowicz